

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

der Blick aus der Vogelperspektive hat wohl für die meisten von uns eine besondere Faszination. Er vermittelt ein erhabenes Gefühl von Überblick und beruhigender Distanz; Vertrautheit mit einer Umgebung oder auch Rätselhaftigkeit, wenn die Orientierung nicht gleich gelingt in dieser mit ihren Höhen und Tälern, Einschnitten, Vorsprüngen und Klüften reichlich verwirrenden Voralblandschaft. Immer wieder verschieben sich hier die Ansichten, selbst die markanten Drei-Kaiser-Berge sieht man von verschiedenen Standpunkten überrascht in anderer Reihung.

Dass der »Luftbildner« Manfred Grohe gern mit der Kamera über die Alb geflogen ist, versteht sich – und für die Aufnahmen seines Flugs im Oktober 2022 sind wir ausgesprochen dankbar, denn aus dieser Perspektive wird man zum Beispiel die Filstalbrücke sonst nie sehen können. Und die anderen Abschnitte der Neubautrecke – fertig und im Bau – genauso wenig. Befahren und erleben wird man sie und dann wohl irgendwann über den Nutzen im Verhältnis zu Aufwand, Kosten und ökologischem Fußabdruck entscheiden. Vielleicht gibt es noch Menschen, für die nicht nur der Zeitfaktor zählt, sondern der Weg das Ziel ist (wie man früher zu sagen pflegte), will heißen: die bei einer Bahnreise lieber aus dem Fenster schauen, statt möglichst schnell von A nach B in Tunneln zu rasen und sich mit Smartphone oder Laptop in eine virtuelle Realität zu navigieren.

Vor langer Zeit hatten wir mal die Idee, für die Zugreisenden kleine Publikationen zu erstellen, in denen die Sehenswürdigkeiten an der Strecke beschrieben und andere Wissenswerte, vielleicht sogar literarische Fundstücke gesammelt und als Reiselektüre angeboten werden konnten. Derartiges klingt heute völlig antiquiert. Heute kann, wenigstens bei ordentlichem WLAN, jederzeit an jedem Ort alles im Internet recherchiert werden. Oder?

Dieser Tage erfuhr die literarische Welt von einem in Deutschland erstmals bei der Berlinale präsentierten Film über den berühmten Semiotiker, Schriftsteller und Büchersammler Umberto Eco (1932–2016), vor allem seine 30.000 Bände, einschließlich antiker Drucke, Inkunabeln und Unikate umfassende Privatbibliothek, »La Biblioteca del Mondo«. »Die Bücher bedeuten das Gedächtnis der Welt, sie enthalten alle Realitäten, bis hin zur Magie«, wird Eco darin zitiert. »Sie sind die Vergangenheit und Gegenwart, ohne die es keine Zukunft gibt.«



Gern wüssten wir, was der Gelehrte, der sich immer auch mit Alltagskultur befasste, zum Thema Künstliche Intelligenz sagen würde. Insbesondere zu ChatGPT, das derzeit allenthalben ausprobiert und debattiert wird.

Man hört von Autorinnen, die sich fürchten, durch diese Bücher und Artikel schreibenden Maschinen arbeitslos zu werden, von Lehrern, die begeistert auf Entlastung hoffen und ahnt, dass Marketingleute ohnehin hauptsächlich auf Algorithmen bauen.

Was manchem nach Zukunftsvision klingt, ist längst Realität: Roboter werden nicht mehr nur in der Industrie und Medizin, zur Pflege von Haus und Garten, in der Raumfahrt und vom Militär eingesetzt, sondern können etwa Kindern Hörbücher vorlesen – mit einer natürlich klingenden Stimme. Freilich ist jeder Chatbot – wie die textbasierten Dialogsysteme genannt werden – nur so gut, wie

das Material, mit dem sie gefüttert werden. Deswegen besteht wohl die größte Gefahr darin, dass Fehler und Vorurteile perpetuiert, Stereotype reproduziert werden. Chancen und Risiken liegen, wie so oft, nah beieinander. Die Frage wird sein, ob der gegenwärtige Hype über die von künstlicher Intelligenz produzierte Kunst, Musik und Literatur als eine Blase zerplatzt oder ob die KI das Potenzial haben wird, die Idee von Gemeinschaft nachhaltig zu verändern, »in der Mensch, Natur und Technik in einem kooperativen Verhältnis stehen«, wie es die im Kunstmuseum Stuttgart gezeigte Ausstellung »Shift. KI und eine zukünftige Gemeinschaft« annimmt.

Was ein Umberto Eco oder auch Hermann Bausinger zu Chatbots gesagt hätten?

Vermutlich sehr unaufgeregt darauf verwiesen, dass es einen Unterschied zwischen Programmieren und kreativem Schaffen gibt, weil ein menschliches Gehirn im Gegensatz zum Chatbot physische Synapsen besitzt.

So froh wir über die technologischen Möglichkeiten der Recherche, der Kommunikation, der Textverarbeitung etc. bei der Produktion bei der *Schwäbischen Heimat* sind (und nicht zuletzt über das digitale Archiv), eine von KI verfasste, redigierte, gestaltete Ausgabe können wir uns nicht recht vorstellen ...

Irene Ferchl